

Carl Wolfgang Müller zum 75.

Dokumentation des Symposiums der Stiftung SPI

mit Beiträgen von

Prof. Dieter Kreft

Prof. Dr. C. Wolfgang Müller

Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster

Prof. Dr. Sabine Hering

Prof. Dr. Richard Münchmeier



Inhaltsverzeichnis

	Seite
C. W. Müller zum 75.	3
Beitrag von Herrn Prof. Dieter Kreft	6
Beitrag von Herrn Prof. C. Wolfgang Müller	9
Beitrag von Herrn Prof. Ernst-Ulrich Huster	14
Beitrag von Frau Prof. Sabine Hering	20
Beitrag von Herrn Prof. Richard Münchmeier	23
Gästeliste	26

C. W. Müller zum 75.!

Am 12. November 2003 war Prof. Dr. C. Wolfgang Müller 75 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass hatte die Stiftung SPI zu einem Symposium für ihren langjährigen stellvertretenden Kuratoriumsvorsitzenden, Freund und Berater eingeladen. Am Geburtstag trafen sich 200 Weggefährten, Repräsentanten der Arbeiterwohlfahrt und der Berliner Senatsverwaltungen, den Universitäten und Fachschulen und aus unterschiedlichen Bereichen der sozialen Arbeit in der Berliner Müllerstraße 74.

Der Institutsdirektor Hartmut Brocke begrüßte die Gäste und erinnerte sich an seine Zeit als Student des Jubilars. Prof. Dieter Kreft (Lüneburg) beschrieb Szenen und Eindrücke aus der gemeinsamen Zusammenarbeit. Dann hob der Jubilar selbst im Rückblick auf sein bisheriges professionelles Leben hervor, was ihm besonders wichtig sei. Als Sohn aus sozialdemokratischem Hause sei er immer für die allgemeine Zugangsgerechtigkeit aller Menschen zu den natürlichen und gesellschaftlich erarbeiteten Ressourcen des Lebens eingetreten. Er habe dem neoliberalen Vertrauen auf die selbstregulierenden Kräfte der Märkte skeptisch gegenüber gestanden, wenn sie nicht durch den regulierenden Willen eines demokratischen Staates gezähmt würden. Immer habe er auf eine allgemeine und polyvalente Menschenbildung gesetzt, die historische und intergenerativ weitergegebene Privilegien abbauen sollte. In den fünfundvierzig Jahren, in denen er Jugendpfleger und Sozialarbeiterinnen, Diplompädagogen und Angehörige der verschiedenen Berufe sozialer Arbeit aus- und weitergebildet hat, sei es ihm vor allem darum gegangen, die professionellen Kompetenzen und Identitäten ‚der Zunft‘ durch Fähigkeiten und Fertigkeiten zum ‚methodischen Arbeiten‘ zu entwickeln und zu verstärken. Dabei haben ihn seine vielfältigen internationalen Erfahrungen belehrt, dass die Berufe der sozialen Arbeit einen handwerklichen Kern hätten, der nicht sozialstaatlich verordnet sei, sondern den viele unterschiedliche soziale Bewegungen den herrschenden Verhältnissen abgetrotzt hätten: Frauenbewegung, Jugendbewegung, Friedensbewegungen und Ökologiebewegungen und von Anfang an verschiedene religiöse Bewegungen, die häufig im Widerspruch zu verfassten Kirchen gestanden haben.

Schließlich ist es C. Wolfgang Müller in der sozialen Arbeit immer um die Anbahnung von Lehr- und Lern-Prozessen gegangen. Die bekannte Formel von der ‚Hilfe zur Selbsthilfe‘ sei nur eine andere Fassung des berühmten Satzes von Alice Salomon, es sei die Aufgabe der sozialen Arbeit, ‚die Kunst des Lebens zu lehren!‘ Dieser sozialpädagogische Anspruch zielt jedoch immer auf ganzheitliche, zwischenmenschliche Bildungsprozesse. Er fordere kognitive und soziale Anstrengungen – aber auch eine Menge Sinnlichkeit. Diese Sinnlichkeit vermisse er häufig in den traditionellen Ausbildungsgängen zur sozialen Arbeit, aber auch in der Kommunikation zwischen Sozialarbeitern und Sozialpädagoginnen mit Kindern, Jugendlichen und Klienten.

Danach beschäftigen sich drei wissenschaftliche Beiträge mit den Schlüsselbegriffen von C. Wolfgang Müller: Zugangsgerechtigkeit, Methodenlehre und Sinnlichkeit.

Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster (Bochum), ein anerkannter Sozialwissenschaftlicher auf dem Forschungsgebiet der Verteilung von Arm und Reich in der Bundesrepublik Deutschland, präziserte den gesellschaftlichen Wert der ‚Zugangsgerechtigkeit‘. Sie meine dreierlei: Den Zugang zu Möglichkeiten, etwas für sich selber und den eigenen Lebenszusammenhang zu leisten; den Zugang zu Möglichkeiten, etwas für die Gesellschaft solidarisch mitzugestalten und den Zugang zu Möglichkeiten der Fremdhilfe in Not- und Krisen-Situationen. Die Forderung nach Zugangsgerechtigkeit setze allerdings auch die Möglichkeit der Entscheidung für ihr Gegenteil voraus: Die Billigung oder wenigstens die ‚Inkaufnahme‘ von Ungerechtigkeit. Dabei kommen Wertent-

scheidungen ins Spiel: Was ist noch tolerabel? Wo sind Grenzen zu ziehen? „C. Wolfgang Müller steht für ein Wissenschaftsverständnis, as ad hominem geht, das bewusst Werte und Normen aus dem Interesse zieht, dem Menschen zu der ihm eigenen Menschlichkeit zu verhelfen ... Erkenntnis zielt folglich auf zweierlei: auf die Potentiale im Einzelnen und auf die sozialen Möglichkeiten sowie Begrenzungen außerhalb des Einzelnen“. Die deutsche Gesellschaft sei eine reiche Gesellschaft, aber in ihr habe Armut nun auch Kinder und Jugendliche erreicht. Das zeige die verdienstvolle AWO-ISS-Studie und die vorletzte SHELL-Jugendstudie – zwei der Autoren seien unter den Festgästen -: Armut habe nun auch die Kindheit, Arbeitslosigkeit habe (wieder) die Jugend erreicht. „Wenn die Arbeitsgesellschaft zum Problem wird, dann muss auch die Jugendphase als Phase der biografischen Vorbereitung auf diese Gesellschaft zum Problem werden“.

Aber gerade weil Deutschland nicht nur gesamtgesellschaftlich, sondern auch individuell eine „reiche Gesellschaft“ ist (bei gleichzeitiger öffentlicher Armut, wie wir immer wieder hören und lesen: wir haben 30 000 Einkommensmillionäre und 1 Million Haushalte, die als ‚reich‘ gelten) wird der Abstand zwischen den Reichen und den Armen nicht nur immer größer, sondern auch immer deutlicher. „Das Abgekoppelt-Werden von den Möglichkeiten und Zwängen dieser Leistungs- und Konkurrenzethik stellt im Regelfall den Einstieg in Verarmungskarrieren dar und verfestigt sie“.

Zugangsgerechtigkeit, so Ernst-Ulrich Huster, setze Aufklärung voraus. Sozialforschung und Sozialpädagogik können eine solche Aufklärung befördern – sie können sie aber auch mit Ideologiebildung verdecken. Eine solche Ideologiebildung sei mit C. Wolfgang Müller nicht zu machen. Er stehe in der Tradition einer Aufklärung, die sich besonderen sozialen Lebens- und Problemlagen zugewandt habe. Huster schloss mit einem Zitat aus Bertold Brechts Leben des Galileo Galilei, der den Schüler des großen Astronomen sagen lässt: „Wir stehen wirklich erst am Beginn“ – einem Beginn von dem Karl Marx schrieb, dass damit „die Menschheit keine neue Arbeit beginnt, sondern mit Bewusstsein ihre alte Arbeit zustande bringt.“

Dann befasste sich die Siegener Sozialhistorikerin und Frauenforscherin Prof. Dr. Sabine Hering mit den Regeln professionellen Handelns in der sozialen Arbeit. Sie erinnerte an die mehr als 200 Theorie-Praxis-Seminare, welche das Institut für Sozialpädagogik an der TU Berlin in den letzten 20 Jahren durchgeführt habe. Und sie erinnerte sich dankbar an ihren eigenen Weg in die soziale Arbeit, der auch über ein solches Theorie-Praxis-Seminar im Hamburger Stadtteil Osdorfer Born geführt habe. Sie problematisierte die Neigung mancher Hochschullehrer und mancher Studierender, das „T“ in Theorie-Praxis-Seminaren gering zu achten und möglichst schnell in einer handfesten, aber nicht immer erkenntnissträchtigen Praxis zu versinken. Uns dass soziale Arbeit sehr viel mit der Organisation von Lehr- und Lernprozessen zu tun habe, diese Maxime von C. Wolfgang Müller habe sie immer mit einem leidenschaftslosen Nicken quittiert, bis sie zum ersten Mal Fürsorgeakten aus den 50er Jahren in den Händen gehalten habe, „deren verheerende Bewertung und Abwertung menschlicher Lern- und Entwicklungsprozesse mich wie ein Schlag getroffen hat. Seitdem kann ich nachvollziehen, dass Dich die Ignoranz oder Indifferenz gegenüber dem Lernen von Klienten ärgert und sogar kränkt.“

Die Verbindung von Theorie und Praxis in der sozialen Arbeit und die Bindung von methodischem Handeln an Lehr- und Lern-Prozesse, so Sabine Hering in einem weiterführenden Exkurs, werde von uns allen als eine der Einsicht und der intellektuellen Anstrengung zugängliche Hauptaufgabe verstanden. Dabei vergessen wir einen Einspruch. Er stammt von Alice Salomon und lautet: „Sozialarbeit ist ein Eignungsberuf“. Ein Eignungsberuf! Hilft angesichts einer solchen anspruchsvollen Zuschreibung von personalen Qualitäten wirklich der pragmatisch-didaktisch getönte Begriff der ‚Quali-

fikation durch Berufsausbildung?' Sabine Hering glaubt eine Antwort auf diese zentrale Frage zu finden, indem sie an den Begriff der ‚Kunsthierarchie‘ erinnert, den sie bei C. Wolfgang Müller findet. Und Kunsthierarchie bedeutet zwar auch, „die großen Meisterinnen und Meister zu verehren und zu bewundern. Aber es bringt nichts, ihren Stil abzukupfern ... Auch wenn unsere Ausbilderinnen, Supervisorinnen, Lehrtherapeutinnen ... bestimmte Regeln befolgen und propagieren, muss die Umsetzung dieser Regeln in unserer eigenen Praxis, unseren individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften entsprechend modifiziert werden. Sie müssen nicht übernommen, sondern angeeignet werden“.

Prof. Dr. Richard Münchmeier (Freie Universität Berlin) bearbeitete als vierter Redner des Symposiums die Müller-Schelte von der fehlenden Sinnlichkeit im professionellen Kommunikationsverhalten sozialer Arbeiter. Er betonte: „Müller plädiert gerade nicht für die ‚ungemäße Verteufelung kognitiven Denkens‘, für emotionalisiertes und moralisierendes Schmoren im eigenen Topf. Die Erfahrungslosigkeit der ‚Betroffenheitsdiskurse‘ verzehren sich in vager Emotionalität, in unüberprüfter Unmittelbarkeit. Die ‚Schreibwerkstatt‘, die wir brauchen, wäre wohl eine, in der man lernt, Sprache als Kommunikationsmittel, als Praxis der Verständigung einzuüben. Verständigung zwischen unserem Gegenstand, den sozialen Situationen und Anlässen auf der einen Seite und den Einrichten und Wissensformen andererseits, die in den Theorien und Regeln unserer Zunft, unseren fachlichen Traditionen aufbewahrt und systematisiert worden sind“.

In der Tat habe, so Richard Münchmeier im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts in Deutschland ein Prozess der ‚Entkörperung der sozialen Arbeit‘ begonnen, ein Paradigmenwechsel von der Ökonomie zur Pädagogik. Die Heilsbotschaft sozialer Pädagogik (und Psychologie) lag in der Hoffnung, mit der ‚Behandlung der Armen‘ zugleich auch das Problem der Armut zum Verschwinden bringen zu können. Die alte Arbeiterbewegung habe diesen Paradigmenwechsel kritisiert, verspottet und bekämpft. Soziale Arbeit bedeute ‚Gute Worte statt Brot‘, so wurde höhnisch kommentiert. Vielleicht verweise diese historische Entwicklung auf eine Phase, „in der soziale Arbeit zwar ihr Berufsfeld abstecken und sich an anerkannten Leitdisziplinen orientieren konnte, in der sie aber zugleich in eine größere Distanz zu den materiellen, äußerlich drückenden, die Arbeit, das Obdach, den Körper und seine Gesundheit, die Ernährung – eben das Brot betreffenden Probleme ihrer Klienten geraten ist. Erklärt vielleicht auch diese ‚Entkörperlichung‘ die eher dünne Suppe, der Gedanken Blässe so mancher Fachdiskurse?“

Richard Münchmeier hat sich gehütet, diese Frage endgültig beantworten zu wollen. Er kennt die Lösung (noch) nicht. Aber er weiß, dass es keinen historischen Rückweg zur naiven Betroffenheit geben wird. Das wäre keine Lösung. Und es würde die institutionelle Logik unseres Faches antasten. Und uns zurückwerfen in eine Zeit, in der wir beanspruchen, die Wohlfahrt der Menschheit zu befördern, uns aber unfähig zeigten, einzelnen Klienten zu helfen, ihre Probleme selber in die Hand zu nehmen.

Dann bat Hartmut Brocke zum Abendessen. Und viele Festgäste, die sich jahrzehntelang nicht gesehen hatten, setzten sich zusammen und tauschten alte Erfahrungen und neue Erkenntnisse aus.

Prof. Dr. C. Wolfgang Müller zum 75. Geburtstag

Prof. Dr. Dieter Kreft

C. Wolfgang Müller, einer der bedeutenden sozialpädagogischen Hochschullehrer der Nachkriegszeit wurde am 12. November 2003 75 Jahre alt.

Ein bewegtes, ertragreiches, vielseitiges Leben, auf das der emeritierte Professor für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik der Technischen Universität Berlin zurückblicken kann – als Hochschullehrer und Forscher, als ehrenamtlicher Verbandspolitiker, als Autor erfolgreicher Fachbücher. Im Übrigen weiterhin ein begehrter Tagungsredner, einflussreicher Berater, engagierter Fort- und Weiterbildner, Übersetzer von Lehrbüchern aus dem angelsächsischen Bereich und Projektentwickler.

C. Wolfgang Müller

Geboren am 2. November 1928 in Dresden, Abitur am Realgymnasium in Chemnitz/Sachsen 1947, anschließend Dolmetscherausbildung in Leipzig und Studium europäischer Kulturwissenschaften an der Humboldt Universität Berlin, der Freien Universität Berlin und der Universität in Basel. Promotion in Publizistikwissenschaft, Theaterwissenschaft und Germanistik in Berlin (1956). Anschließend Journalist, Jugendpfleger und Dozent (später Leiter) einer Fortbildungsstätte für Jugendarbeit und Jugendgruppenarbeit in Berlin. Postdoktorales Studium der Soziologie, Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik in Berlin und den USA (Harkness Fellow). 1965 Berufung zum Professor für Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik an die Pädagogische Hochschule Berlin. Ab 1980 Universitätsprofessor und Gründer des Instituts für Sozialpädagogik an der Technischen Universität Berlin. 1998 emeritiert. Weiterhin tätig in der Weiterbildung, der Fachpublizistik und der Forschung.

Spezialgebiete:

Methodisches Arbeiten in der Sozialen Arbeit: Beratung im Gespräch, Gruppenpädagogik, Gemeinwesenarbeit, Organisationsentwicklung und Öffentlichkeitsarbeit, die Rolle sozialer Bewegungen bei der Entwicklung von Methoden Sozialer Arbeit, Handlungsforschung und Evaluationsforschung.

Gremienarbeit:

Beratung des öffentlich rechtlichen Rundfunksystems und seiner Mitarbeiter; Mitarbeit in Gremien der Arbeiterwohlfahrt und befreundeter wissenschaftlicher Institute (z.B. des SPI Berlin). Langjährige Mitarbeit in Gremien der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Mitarbeit in Leitungsgremien von Jugendbildungsstätten. Mitherausgeber von 'Unsere Jugend', München.

Ausgewählte Literaturhinweise:

Müller, C. 'Wolfgang/Mollenhauer, Klaus/Giesecke, Hermann/Kentler, Helmut: Was ist Jugendarbeit? Vier Versuche zu einer Theorie, München 1964. Reprint 1986

Müller C. Wolfgang (Hg.): Einführung in die Soziale Arbeit, Weinheim/Basel 1985, 1995

Müller, C. Wolfgang: Wie Helfen zum Beruf wurde, Band 1: 1883 - 1945, Weinheim/Basel 1982, 1999. Band 2: 1945-1995, 1988, 1997

Müller, C. Wolfgang (Hg.): Berufsfelder der Sozialen Arbeit in zwölf Bänden, Weinheim/Basel seit 1987

Müller, C. Wolfgang: Sozialpädagogisches Brevier, Texte aus der praktischen Arbeit von 30 Jahren, Münster, 1999

(Aus einem Portrait in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit / Nr. 2/2002)

An diesem Tage, aus diesem Anlass und zu seinen Ehren veranstaltete die Stiftung Sozialpädagogisches Institut Berlin ein (Fest-) Fachcolloquium, auf dem C. Wolfgang Müller zunächst drei fachliche (Lebens-) Thesen vorstellte. Dr. Sabine Hering, Professorin an der Universität Siegen, Dr. Ernst-Ulrich Huster, Prof. an der Ev. Fachhochschule Bochum und Dr. Richard Münchmeier, Prof. an der Freien Universität Berlin nahmen anschließend jeweils zu einer dieser drei Thesen Stellung (die Texte aller vier Beiträge werden vom SPI Berlin veröffentlicht: info@stiftung-spi.de).

Zu Beginn der Veranstaltung würdigte Prof. Dieter Kreft, stellv. Vorstandsvorsitzender der Stiftung SPI Berlin, kurz Person und Werk von C. Wolfgang Müller. Wir veröffentlichten anschließend (in leicht bearbeiteter Form) diesen Beitrag:

„Leben und arbeiten auf einem Plateau

C. Wolfgang Müller ist stellv. Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung SPI Berlin, es ist daher wohl angemessen, vor dem Festcolloquium wenige ‚Anmerkungen zu seiner Person‘ zu machen.

Einen Mann wie C. Wolfgang Müller allerdings in nicht mehr als 10 Minuten zu würdigen, ist gewiss waghalsig. Ich wähle deshalb eine Form, die er selbst sehr liebt und bis zu Perfektion entwickelt hat – ich erzähle zunächst eine Geschichte:

Es ist etliche Jahre her, es war in Frankfurt am Main im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, da saßen C. Wolfgang und ich zu einem abendlichen Schoppen beisammen.

Der Tag war anstrengend gewesen, aber gelungen, der Wein gut – beste Voraussetzungen also, das Philosophieren zu beginnen.

‚Höhepunkte des Lebens‘ war kurze Zeit unser Thema, bis C. Wolfgang es abrupt beendete: „Unsinn“, sagte er, „Höhepunkte signalisieren Abstieg. Aber das Leben ist völlig anders: irgendwann hat jeder und jede sein/ihr persönliches Lebensplateau erreicht, auf dem er/sie es sich bequem machen kann und auch sollte, die Welt betrachtend und (wenn es sich denn glücklicherweise so gestaltet hat) seinen/ihren erworbenen Status genießend.“

Und das Plateau des C. Wolfgang Müller ist wahrlich hoch, breit, höchst komfortabel und erlaubt ihm einen weiten Blick in das Land der Sozialen Arbeit.

Ein ‚Hubschrauberlandeplatz‘ erleichtert ihm seine zahlreichen Ausflüge in dieses Land, auf die er (glücklicherweise) nicht verzichten will und kann. Denn Soziale Arbeit ist für C.W. Müller nach meinen Beobachtungen nicht ‚ein Falken-Blick‘ (gewissermaßen von oben herab das Geschehen in der Welt betrachtend und analysierend), sondern Sozialpädagogik/Soziale Arbeit (ich nenne streitvermeidend hier endlich einmal beide Begriffe) meint für ihn Beteiligung, Teilnahme bis zur Anteilnahme, Einmischung, eben ‚soziale Beziehungsarbeit‘ in vielen Variationen.

C. Wolfgang Müller hat das vorgelebt und lebt uns das weiterhin vor: Er, der eigentlich Dichter, Schriftsteller werden wollte, dann ein beachteter Journalist wurde (wer kennt denn heute noch jemanden, der mit sorgfältig eingelegtem Blaupapier und mehreren Durchschlägen auf einer alten Olympia ohne Skriptvorlage druckreife Texte schreiben kann – und die Durchschläge sind lesbar und nicht von Tipp-Ex zerstört?), ihm war es nicht selbstverständlich vorgegeben, einer ‚der Pächter‘ der Sozialen Arbeit zu werden – auf einer Höhe mit den anderen Granden der Zunft: mit Wolfgang Bäuerle, Klaus Mollenhauer, Hans Thiersch und Hans-Uwe Otto – und einer der Nachfolger, Richard Münchmeier, wird dann ja anschließend noch zu uns sprechen.

Ich porträtiere z. Zt. deutsche Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer der Sozialpädagogik/Sozialen Arbeit in Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit mit folgenden

Auswahlkriterien: Sie sollten seit Jahren das Bild der Sozialpädagogik/Sozialen Arbeit mitgestalten und ihre besonderen Leistungen sollten über eine mehrdimensionale Wirkung belegbar sein: Publikationen natürlich und fachöffentliche Auftritte aller Art, Mitarbeit in Gremien, aber nicht nur denen der Hochschule, sondern auch solchen, die soziale Praxis gestalten wollen, schließlich über Modell- und Praxisforschungsprojekte.

Dass diese Porträtreihe mit C. Wolfgang Müller begann (TuP 2/2002), ist natürlich kein Zufall: Ausgewiesen durch ein überaus ertragreiches Wissenschaftlerleben, höchst wirksam in seiner Disziplin/Profession, einflussreich als Lehrer, aber immer ‚mit Bodenhaftung‘, auf den Füßen stehend, letztendlich die soziale Praxis im Blick und ihre Entwicklung als Zielvorgabe seines Handelns.

Für mich sind es so vor allem 2 Titel, die den Fachruf des C. Wolfgang Müller über die Zeiten halten werden: die beiden Bände ‚Wie Helfen zum Beruf wurde‘ und zuletzt, Helfen und Erziehen. Soziale Arbeit im 20. Jahrhundert – das auswählende, analysierende, für heutiges Handeln aufbereitende Erinnern als höchste Kunstform.

In einem Interview hat C. Wolfgang Müller einmal mit Stolz zwei Projekte genannt, die wohl ohne ihn nicht so geworden wären, wie sie waren bzw. sind: den Jugendclub ‚ca ira‘, entstanden während der Schüler- und Studentenbewegung früherer Jahre (die sozialen Bewegungen haben ja immer das besondere Interesse von C. Wolfgang Müller gefunden) und das Erzählcafé in Berlin-Wedding, letzteres lebendig bis heute. Ich nenne beide noch einmal, weil der geäußerte Stolz gewiss berechtigt ist und weil diese Projekte auch das von mir hier skizzierte Bild zu belegen vermögen.

Dass wir heute diesen Geburtstag im Hause der Stiftung SPI begehen, ehrt uns sehr, rundet aber auch das Bild des C. Wolfgang Müller ab:

Wir sind schließlich die Nachfolgeorganisation der ‚Wohlfahrtsschule des Hauptausschusses der Arbeiterwohlfahrt‘, die am 28. Oktober 1928 ihren Lehrbetrieb in Berlin aufnahm.

Mit der Wohlfahrtsschule sollten die sozialstaatlichen Reformen der Weimarer Republik unterstützt werden, sollte zugleich einer rein caritativ handelnden Armenpflege entgegengewirkt werden. Es ging der Arbeiterwohlfahrt damals schon darum, Rechtsansprüche auf Wohlfahrtsleistungen durchzusetzen, frei vom Gedanken individueller Schuld und frei von der Prüfung von ‚Bedürftigkeit und Würde‘ – Ideen und Wollen, die das Leben von C. Wolfgang Müller bestimmt haben – und für die wir ganz aktuell wieder heftig streiten müssen.

Hier sind heute viele zusammen gekommen, die Dir vieles verdanken, die Deine Schüler waren, von Deinen Ideen und Schrift profitierten, die Projekte mit Deiner entwickelten und durchführten (und es weiterhin tun), die Kolleginnen und Kollegen, gar Freundinnen und Freunde wurden.

Vielen Dank für Deine ungewöhnlichen Leistungen, wir werden Dich aufmerksam, auch weiterhin kritisch und wenn es erforderlich werden sollte auch antreibend, von unserem (etwas niedrigerem) Plateau aus (notfalls mit Fernglas) beobachtend begleiten – aber immer mit großem Respekt und hoher Wertschätzung.“

C. Wolfgang Müller
zum 12. November im SPI

Wie ich es sehe ...

Ich will nicht warten, bis ein Doktorand oder eine Habilitandin ihre Qualifikationsarbeiten als Monografien über den Beitrag von C.W. Müller zur Sozialen Arbeit schreibt. Das würde dann, so denke ich, eine Arbeit werden, in der mein Verhältnis zu bestimmten wissenschaftstheoretischen Positionen einschätzend untersucht würde. Etwa zu der historisch-materialistischen Sichtweise von Dankwart Danckwerts, zu der strukturtheoretischen Messlatte, die Luhmann angelegt hat und deren Beachtung Hans-Uwe Otto einfordert, oder zu der lebensweltlichen Alltäglichkeit, die Hans Thiersch mit der Hoffnung auf ein 'gelingendes Leben' verbindet.

Ich finde solche Reflektionen wichtig und für unsere Zunft unentbehrlich. Aber ich selber möchte mich an ihnen in der Rückschau auf meine bisherige professionelle Tätigkeit nicht beteiligen. Die Geschichte unserer **Disziplin** hat mich weniger interessiert, als die Geschichte der **Berufe**, die wir immer noch unsicher tastend mit den beiden Wörtern 'Soziale Arbeit' bezeichnen. Mich an der **realgeschichtlichen** – nicht an der **ideengeschichtlichen** – Aufhellung dieser Geschichte zu beteiligen und weiterführende Konsequenzen für die Gegenwart abzuleiten, war und ist mir wichtig. Und ich weiß, dass man die Dinge, die einem besonders wichtig sind, **selber** machen muss.

Also will **ich** Ihnen heute, am 12. November 2003, meine Laudatio vorstellen. Dabei werde ich Positionen berühren, die inzwischen zur Zeitgeschichte gehören. Deshalb ist Hartmut Brocke auf die Idee gekommen, eine Kollegin und zwei Kollegen zu bitten, sich anschließend zur möglichen Tragfähigkeit meiner Positionen in heutiger Zeit kritisch zu äußern. Ich bedanke mich im Voraus für diese Mühewaltung und bin gespannt auf ihre Beiträge, die ich – wie wir alle – noch nicht kenne.

Ich glaube drei Grundhaltungen in meiner professionellen Entwicklung zu erkennen, die zu Richtsätzen geführt haben, denen ich gefolgt bin, genauer: denen ich gerne gefolgt sein würde. Denn Sie alle wissen: Bildungsziele (auch die eigenen) sollte man tunlichst im Konjunktiv formulieren.

Ich möchte für Zugangsgerechtigkeiten stehen

Menschen in unserem Lande sind nicht nur gleich vor Gesetz und Richter, sie sollen auch im Hinblick auf ihre **Zugangschancen** zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unsere Lebensqualität bestimmen, gerecht behandelt werden.

Ich bin in einer sozialdemokratischen Familie groß geworden. Mein Vater war Volkswirtschaftler und als Bodenreformer Genossenschaftler. Er war vom kollektiven, das heißt gesamtgesellschaftlichen Charakter der Wirtschaft und des Wirtschaftens überzeugt, er misstraute dem neoliberalen Vertrauen auf die selbstregulierende Kraft der Märkte, wenn ihnen nicht der regulierende Wille eines demokratischen Staates gegenübersteht. Philosophisch gesprochen war er Humanist und Optimist und glaubte an die nahezu grenzenlose Bildsamkeit von Menschen, wenn ihnen nicht die Zugangswege zu dieser Bildung – zu **ihrer** Bildung und zu ihrer **Selbstbildung** – verstellt würden. Das war damals, ich rede von den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts – eine entscheidende sozialdemokratische Position. Sie unterschied uns von den Beschlusslagen der KPD, die **jeden** Sektor der **Wirtschaft** verstaatlichen wollte. Wir

setzten damals auf eine allgemeine und polyvalente **Menschenbildung**, die historische und intergenerativ weitergegebene Privilegien abbauen sollte. Es war im Grunde die Fortschreibung von Johann Amos Comenius, dass allen alles gelehrt werden sollte und dass alle alles können und machen dürfen.

Zum Abbau historischer und intergenerativ vererbter – nicht erworbener – Privilegien gehört auch die Sicherung elementarer Lebensbedingungen, also die Herstellung von Lebensqualität, sie geht in einer reichen Gesellschaft über die Sicherung von Grundbedürfnissen hinaus. Die **Sicherung** dieser Lebensbedürfnisse bedeutet auch die Reduzierung von Unsicherheit und Existenzangst. Also beispielsweise auch den Abbau von Arbeitslosigkeit – die ja nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein sozialpsychologisches Problem darstellt. Aber nicht nur neoliberale Theoretiker glauben, dass die Angst um den Arbeitsplatz eine heilsame Triebfeder wäre, um das Krankfeiern zu bekämpfen, den Leistungswillen anzuspornen und den Konkurrenzkampf mit den Mitbewerbern um die rar gewordenen Arbeitsplätze zu erhöhen. Welche eine Lebensperspektive.

Mein Verständnis von Zugangsgerechtigkeit zu Lebenschancen, meint nicht notwendig **'Gleichheit'** - sonst gäbe es im Sport kein 'Handicap'. Diese Zugangsgerechtigkeit darf man, so denke ich, nicht nur fordern, wir müssen sie auch im eigenen professionellen Leben **zeigen**.

Ich denke, ich habe den Versuch gemacht, dies zu tun. Ich habe Hunderten von Studienbewerberinnen ohne Abitur den Weg zur 'Sonderreifeprüfung' gezeigt und gebahnt und ihnen ein wissenschaftliches Studium ermöglicht. Unser Institut für Sozialpädagogik an PHB und TUB hat hochschuldidaktisch große Anstrengungen unternommen, um Studierende, die von ihren Familien und ihren Schulen nicht darauf vorbereitet worden waren, anzuleiten, wissenschaftlich zu arbeiten und mit einem wissenschaftlichen Studium ohne inhaltliche Kompromisse zu versöhnen. Aber während andere Studienorte ihre 'Einserabschlüsse' zählten (und die Studienabbrecher verschwiegen), zählten wir den Anteil unserer erfolgreichen Diplomanden, die Arbeiter-töchter (und Arbeitersöhne) aus Wedding und Neukölln waren, aus Wanne-Eickel und von der Schwäbischen Alp.

Die Lektüre der WELT AM SONNTAG vom September hat mich belehrt, dass diese unsere Praxis eine falsche, eine gefährliche, eine schädliche war. Ulf Poschardt schreibt dort über die 'neue soziale Frage':

„Jetzt rächt sich, was an falscher Güte und Leistungsfeindlichkeit in den 70er Jahren gesät wurde. Die damals umgarnten Arbeiterkinder sind in ihrem Klassenbewusstsein gestärkt, aber in die Irre geführt worden. Anstatt Leistungswillen, Fleiß und Disziplin als Ausweg aus Armut und Not zu propagieren, wurden Umverteilungsphantasien genährt“.

'Umverteilungsphantasien ...?' In der Tat bin ich davon überzeugt, dass der gesellschaftlich erworbene Reichtum allen gehört, die ihn erarbeitet und erwirtschaftet haben. Aber gerade der Zugang zu einer polyvalenten Allgemein- und Berufsbildung ist in einer Zeit ein Essential, in der die Kapitalverwertungsbedingungen optimiert und **die Preise** für die Ware Arbeitskraft gedrückt werden.

Mit meiner Haltung gegenüber Allgemeinbildung und Berufsbildung hängt ein zweiter Richtsatz zusammen, dem ich immer folgen wollte:

Studieren heißt in der 'Sozialen Arbeit' professionell zu handeln lernen

Noch immer haben wir in der geisteswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen akademischen Ausbildung jene unselige Trennung in die **theoretische Aneignung** in Vorlesungen und Seminaren und die (ungeliebte) **praktische Übung** in Hospitationen und Praktika.

Dabei gerät aus dem Blick, dass selbstverständlich auch die theoretische Aneignung ihre handwerkliche Seite hat – wer lernt an der Uni schon angstfrei denken und blockadefrei schreiben? - , sondern dass auch das in den Praktika zu Üben ohne theoretische Deduktionen und ohne theoriegeleitete Reflexionen nur zusammenhanglose Imitate generiert. Deshalb haben wir in unserem Institut in Pädagogischer Hochschule und Technischer Universität von Anfang an – und das heißt seit Beginn der 70er Jahre – unser Studium in der **Hauptdiplomphase** um ein Theorie-Praxis-Seminar gruppiert und konzentriert. In ihm sollten Studierende lernen, auf der Basis wissenschaftlicher Kenntnisse und Erkenntnisse vier Semester lang ein zusammenhängendes professionelles Probehandeln zu üben, das nicht folgenlos bleiben durfte. Seit der Option unseres Institutes für die Technische Universität Berlin haben wir 202 solcher Theorie-Praxis-Seminare durchgeführt. Wir haben dabei gelernt, Ferienreisende für behinderte Jugendliche zu organisieren (und dabei unsere Konzepte von behinderten Jugendlichen zu überprüfen), mit der alltäglichen Gewalt in Jugendzentren umzugehen (und dabei unsere bildungsspezifische Angst vor körperlicher Gewalt zu thematisieren und partiell zu überwinden), mit Kindern in Wald und Feld ökologische Grundbildung zu betreiben, Prostituierten zu helfen, sich zu organisieren und ein verlassenes norwegisches Fischerdorf unter dem Polarkreis als internationales Projekt der Qualifizierung von ausbildungsplatzlosen Jugendlichen neu zu beleben.

Alls diese Projekte waren für uns keine Projekte, praktisch gewendete Nächstenliebe, sondern Aneignungsflächen professionellen sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns in konkreten Situationen – also Aneignungsflächen methodischen professionellen Arbeitens.

Ich selbst habe mich frühzeitig für die sozialhistorischen und zeitgeschichtlichen Ursprünge methodischen Arbeitens in der Sozialen Arbeit interessiert. Eine Einladung der englischen Königin und die luxurierenden Bedingungen als Harkness Fellow in den USA haben mir dabei sehr geholfen und ich erwähne sie mit Dankbarkeit.

Meine internationalen Studien haben mich belehrt, dass unsere Profession einen handwerklichen Kern hat, der nicht staatlich – auch nicht sozialstaatlich – **verordnet**, sondern der durch viele unterschiedliche soziale Bewegungen **abgetrotzt und entfaltet** worden ist. Durch religiöse Bewegungen jenseits der etablierten Kirchen, durch bürgerliche Bewegungen in Kritik am etablierten Bürgertum, durch Frauenbewegungen, Jugendbewegungen, Friedensbewegungen und Ökologiebewegungen – und durch die unzähligen Selbsthilfegruppen der letzten Jahrzehnte in unserem Land.

So habe ich **Gruppenpädagogik** von der bürgerlichen und der proletarischen Jugendbewegung im Berlin der Jahrhundertwende über die recreational movement in den USA bis zur social group work von Gisela Konopka und zur Gruppendynamik von Kurt Lewin verfolgt. Auch **Gemeinwesenarbeit** von Saul Alinsky in den USA bis zu Pfarrer Duntze in Berlin-Kreuzberg und zu den gegenwärtigen Wiederbelebungsversuchen der 'Sozialen Stadt' durch unsere Bundesregierung. Und '**Beratung im Gespräch**' von Mary Richmond über Alice Salomon und Carl Rogers bis hin zu Dora von Caemmerer und den Kolleginnen aus England, den USA und Australien, deren handlungsorientierte Lehrbücher ich in den letzten Jahren für den BELTZ-Verlag übersetzt habe.

Diese **meine handwerkliche Orientierung** ist nicht immer auf Gegenliebe unter meinen universitären Kollegen gestoßen. Und auch die Studierenden haben nicht immer zustimmend reagiert. In den aufregenden und anregenden Zeiten der Studentenbewegung galt 'Handwerk' als 'Handwerkelei'. Auch heute blicken junge, zukunftsfrohe Kollegen eher amüsiert auf die drei alten Methoden aus der Zeit von Dampflokomotive und Dampfradio. Sie verkennen manchmal, dass die klassischen Formen professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit komplexe, kommunikationstheoretisch fundierte soziale Interaktionsprozesse beschreiben. Sie beschreiben die Organisation von sozialen Lehr- und Lern-Prozessen, sind also Sonderformen einer allgemeinen Didaktik – allerdings lebensphasenspezifisch organisiert und situativ orientiert. Das macht ihren Unterschied zum schulischen Lehren und Lernen aus.

Auch in der Sozialen Arbeit bis hin zur Sozialarbeit im engeren Sinne geht es **immer um Lehren und Lernen, also um Bildungsprozesse, die in das Arbeitsgebiet der Erziehungswissenschaft fallen**. Das ist die Kernaussage meiner wissenschaftlichen Forschung und Tätigkeit in den letzten vierzig Jahren. Dass diese Kernaussage in meiner Zukunft bisher nicht deutlich wahrgenommen oder gar estimiert worden ist, das ärgert mich in der Tat.

Ich komme zu meinem dritten Richtsatz:

Lehren und Lernen – ich betone: Lehren und Lernen ist in der Sozialen Arbeit (und nicht nur in ihr) ein ganzheitliches Unternehmen. Zu ihm gehört neben kognitiven Anstrengungen eine Menge Sinnlichkeit.

Ich meine damit zunächst einmal, dass wir unseren ganzen Körper einbeziehen sollten, wenn wir professionell mit anderen Menschen kommunizieren (- ihnen zuhören, sie beraten, sie belehren, ihnen widersprechen, mit ihnen 'leiden'...) und dass wir **gleichzeitig** bei unseren Partnern, Klienten, Adressaten ... **alle Sinne** ansprechen oder ihnen zumindest Gelegenheit geben sollten, mit allen Sinnen ganzheitlich wahrzunehmen. Das soll kein banaler Hinweis auf die Notwendigkeit sein, auch 'den Bauch mit einzu beziehen'. Einmal ist auch der sogenannte 'Bauch' ein Ort, der an der Produktion kognitiver Leistungen beteiligt ist. Zum anderen kann der Hinweis auf den 'Bauch' zu einer ungemäßen Verteufelung kognitiven Denkens führen. 'Du bist mir zu verkopft. Ich kann dich gar nicht richtig wahrnehmen ...' Ich habe diese Aussage nie verstanden. Als ob der Kopf nicht auch zum Körper gehören würde.

Und das ist die andere Seite der Medaille: Ich habe die gegen die 'Verkopfung' gerichtete Reaktion mancher Studierender (und mancher Kollegen) **auch** als Reaktion auf die blässliche Intellektualität mancher ihrer Gesprächspartner empfunden und gleichzeitig auf den konservativen Fundamentalismus von Berufspraktikern, die sich in der Attitüde wohlfühlen, in der sie sind. Ich zitiere mich selbst in einem Briefing für Sozialarbeit aus dem Jahre 1990:

„Seit Jahren bin ich einer Berufskrankheit von uns Sozialpädagogen auf der Spur, die ich der Anschaulichkeit halber 'Rumpelstilzchen-Syndrom' nennen möchte (...). Wir verwenden unsere Person und unseren Körper als entscheidendes Medium, mit dem wir Absichten und Themen transportieren, auf eine sehr sorglose Weise. Wir kleiden uns schlampig, wir sprechen meist nicht deutlich und verständlich, sondern nuscheln vor uns hin. Viele von uns sehen sich außerstande, ihre Stimme über Zimmerlautstärke hinaus zu erheben. Wir machen immer wieder dasselbe Gesicht, immer wieder dieselben abgehackten Bewegungen mit den ungepflegten Händen ... Wir sind halt so, wie wir sind, und unsere Klienten müssen sich damit abfinden. Dafür steckt – und jetzt kommt die eigentliche Botschaft des 'Rumpelstilzchen-Syndroms', dafür steckt unter dieser un-

ansehnlichen Schale ein überaus wertvoller Kern. Sind die anderen doch selber schuld, wenn sie diesen Schatz und das in ihm enthaltene Potential nicht für ihre Zwecke nutzen“.

Das gilt übrigens für uns alle. Es gilt für Sozialarbeit und für Sozialpädagoginnen. Und es gilt verschärft für Hochschullehrerinnen und für Hochschullehrer. Die Kommunikation, für die wir bezahlt werden, ist erst beendet, wenn unsere Gesprächspartner die Taste ´roger` drücken. Wir sind nicht gut weil wir **gut** sind, sondern erst dann, **wenn** wir verstanden wurden.

Verstanden zu werden ist wirklich eine Art Leidenschaft bei mir geworden. Vielleicht habe ich diese kognitiv-sinnliche Leidenschaft aus zwei Gründen entwickelt: **einmal**, weil ich gelernter Philologe – also Wörterliebhaber bin. **Zum anderen**, weil ich mein Geld als Student und junger Doktor der Philosophie als Journalist verdient habe. Meine Texte mussten von der Hamburger Redaktion des SPIEGEL’s angenommen und dem Setzer übergeben worden sein. Sonst hätte ich sechs Wochen später nicht gewusst, wovon ich mein Mensaessen würde bezahlen können.

Ich habe deshalb in den letzten Jahren im Umfeld der Frankfurter Buchmesse im Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Schreibwerkstätten veranstaltet – zuletzt mit meiner Kollegin Dr. Sabine Gieschler - , um Kolleginnen und Kollegen aus unserer Zunft zu ermutigen, schlank zu reden und eine schlanke, gleichzeitig aber sinnliche Schreibe zu schreiben. ´Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze` rief Kurt Tucholsky. ´Starke Verben` sage ich. ´Starke Verben`, ´weil sie das dynamische Element in der Satzaussage sind. Aktiv verwendete Hauptwörter, welche die Täter zeigen und nicht die Opfer, und ein sparsamer Gebrauch von Adverbien, damit wir uns nicht in missverstandenen poetischer Attitüde um Kopf und Kragen schreiben`.

Ich bin sehr froh und fühle mich bestätigt, seit alle drei Berliner Universitäten im Wintersemester 2003/2004 Schreibwerkstätten für Studierende, für Mitarbeiter und junge Wissenschaftler veranstalten. Hoffentlich kommen die Richtigen. Hoffentlich lehren die Rechten – und das ist keine politische Richtungsbestimmung.

Ich erinnere noch einmal: Die drei Richtsätze, die ich für mein professionelles Handeln in den letzten Vierzig Jahren für mich selber formuliert und hoffnungsvoller weise auch befolgt habe, lauten:

- o Alle Menschen sollen im Hinblick auf ihre Zugangschancen zu gesellschaftlichen Ressourcen, die unsere Lebensqualität bestimmten, gerecht behandelt werden;
- o Alle Studierenden der Sozialen Arbeit sollen im Hinblick auf ihr professionelles Handeln methodisch orientiert und qualifiziert werden;
- o zum Lehren und Lernen in der Sozialen Arbeit gehört, wie für alle Bildungsprozesse, ein Ineinander von intellektuellen, sozialen und emotionalen Anstrengungen. Das können wir von guten Schriftstellern und Dramatikern lernen.

Wenn ich mir diese Sätze als Ertrag einer vierzigjährigen Hochschullehrertätigkeit vor Augen führe, dann erscheinen sie mir entweder altmodisch oder banal oder von der rührenden Naivität eines Jungen, der einen Wunschzettel für den Weihnachtsmann schreibt.

Ernst-Ulrich Huster

„Zugangsgerechtigkeit“

C. Wolfgang Müller zum 12. November 2003

Lieber Wolfgang,
 liebe Freundinnen und Freunde von C. Wolfgang Müller,
 meine sehr verehrten Damen und Herren,

„Ich halte dafür“, so Brechts Galilei, „dass das einzige Ziel der Wissenschaft darin besteht, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern.“ – ein Galilei, der zuvor in der 3. Szene als Maxime seiner eigenen wissenschaftlichen Existenz jenes berühmte „Mensch, reg dich auf!“ bzw. an seinen Freund gerichtet „Sagredo, du sollst dich aufregen.“ ausgibt. Wahrheit wird dem Wissenschaftler nicht geschenkt, sie ist das Ergebnis von Fleiß und Mühsal, Inspiration, Glück, freundschaftlicher, aber auch kritischer Begleitung. Wahrheit ist nicht nur schön: Sagredo antwortet auf die Vorhaltung Galileis, er solle nicht wie ein Stockfisch dastehen, wenn die Wahrheit entdeckt sei: „...ich zittere, es könnte die Wahrheit sein.“ Wahrheit ist ein Ziel, das im Prozess nur schwer greifbar ist, aber sie ist notwendiger Bestandteil einer Gesellschaft, die für sich den Anspruch erhebt, eine menschliche zu sein. Und dieses Menschsein verbindet Galilei mit dem Recht, seine ihm eigene Mühseligkeit wenn schon nicht zu beseitigen, so doch wenigstens zu erleichtern: C. Wolfgang Müller schließt hier an, er bestimmt „Zugangsgerechtigkeit“ als eine der drei für ihn wichtigen Grundhaltungen seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Gerechtigkeit: Es gibt kaum einen Begriff, der nicht in der Alltagskommunikation und auch im wissenschaftlichen Diskurs schillernder ist als dieser. Denn mit Gerechtigkeit bzw. mit dem Adjektiv „gerecht“ kann man fast alles begründen bzw. ablehnen. Dabei hat Jean Jacques Rousseau 1762 in seinem Contrat Social die große Anti-These zur feudalen auf Standesprivilegien basierenden Gesellschaft des Ancien Regime und damit das Fanal der Französischen Revolution formuliert: „Der Mensch wird frei geboren, und überall ist er in Ketten.“ Rousseau forderte den eigenverantwortlichen Bürger, dessen gesellschaftlicher Rang sich entsprechend seiner Leistung bestimmt. Zugleich sah Rousseau die Gefahr, dass eben diese Freiheit durch eine zu starke Konzentration des Reichtums in Gefahr gerate. So dürfe niemand so reich sein, „um sich einen andern kaufen zu können, noch so arm, um sich verkaufen zu müssen.“ Er forderte daher eine egalisierende Vermögensbildung zugunsten einer demokratischen, freiheitlichen Entwicklung (état mediocre) – allerdings ohne staatliche Eingriffe in den Bestand. Leistungsgerechtigkeit - dieses ist das Proprium des bürgerlichen Emanzipationskampfes gegen das Feudale „suum cuique“!

Doch sind die Chancen, etwas zu leisten, von vorgegebenen individuellen, vor allem sozialen Unterschieden in hohem Maße bedingt. Die Antithese zu diesem liberalen Leistungsbegriff formulierten Karl Marx und Friedrich Engels, indem sie in Antithese zu Kant und Hegel als „kategorischen Imperativ“ setzen, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist.“ Auch wenn sich dieser revolutionäre Ansatz zumindest in der deutschen Arbeiterbewegung nicht durchzusetzen vermochte, übernahm diese doch den Ansatz: „Radikal ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst.“ – sprich: seine soziale Existenz, die das Individuum alleine nicht wenden kann, sondern zu der es neben der Stellung im Produktionsprozess der solidarischen Aktion bedarf. Solidarische Gerechtigkeit korrigiert Leistungsgerechtigkeit! So entstehen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zusammenwirken

von Eigenleistung und solidarischem Ausgleich Versorgungsvermögen, das soziale Risiken kollektiv absichert. Der Idee nach soll dabei keineswegs bloß Armut verhindert, sondern vielmehr der Lebensstandard auch dann gesichert werden, wenn das Arbeits- und Humanvermögen nicht (mehr) in der Lage ist, den eigenen Lebensunterhalt zu erwirtschaften.

Doch was geschieht mit denen, die weder etwas leisten können noch etwas für einen solidarischen Verbund einzubringen vermögen. Es ist dieses die Kernfrage einer dritten Form von Gerechtigkeit, nämlich einer vorleistungsfreien Gerechtigkeit, wie sie klassisch etwa in der katholischen Soziallehre und dem dort verankerten Subsidiaritätsprinzip ausformuliert worden ist. Dieses Prinzip fragt nicht nach der causa, warum jemand Hilfe benötigt, es fragt vielmehr nach dem wie, um das Ziel der Wiederherstellung der durch die Ebenbildlichkeit mit Gott gegeben, aber durch Armut verletzten Würde erreichen zu können.

Zugangsgerechtigkeit: Dieses fragt nach dreierlei: Nach dem Zugang zur Möglichkeit, etwas für sich selber und den eigenen Lebenszusammenhang zu leisten, Zugang zur Möglichkeit, etwas für die Gesellschaft solidarisch mitgestalten zu können, und Zugang zu Hilfestellungen für all die Fälle, wo die beiden ersteren Möglichkeiten ausfallen. Dieses ist für C. Wolfgang Müller wichtig, weil die von ihm beschriebene Sozialpädagogik – man führe sich nur die eben von ihm selbst vorgetragenen Felder professionellen Handelns vor Auge - exakt diese drei Ebenen im Blick hat: die Möglichkeit in ein Berufsfeld, einen Beruf zu gelangen, die Möglichkeit sich in solidarische Interaktionen zu begeben, aber auch Hilfestellungen dort zu erhalten, wo weder ein Leistungs- noch ein solidarisches Potential mobilisierbar ist. Zugleich muss bei der Suche nach Zugangsgerechtigkeit danach geschieden werden, was konkret erreicht werden soll, davon sind dann nicht nur die einzuschlagenden Wege und Methoden abhängig, sondern daraus ergeben sich auch Ziele und Aufgaben einer Ergebnisüberprüfung, eine kritischen Rückbesinnung.

Gerechtigkeit setzt als Wert ihr Gegenteil voraus: Ungerechtigkeiten also. Was ist nun ungerecht? Wenn der eine fünf Hummerschwänze abknabbern darf, ich selbst aber nur einen? Wenn der eine verhungert, während der andere im Reichtum schwelgt? Wenn der eine trotz Gesundheit ständig vom Arzt fürsorglich behandelt wird, während der alleinstehende Wohnungslose trotz offener Wunden keine ärztliche Versorgung findet? Wenn das eine Kind trotz signifikanter Lernprobleme zum Abitur privat nachgerüstet wird, während das begabte Kind aus schwächeren sozialen Milieus in der Hauptschule hängen bleibt? Dieses stößt auf den Kernbereich des sozialpädagogischen Denkens, nämlich auf dessen Auseinandersetzen mit Wertentscheidungen. Mit Jürgen Habermas ist Erkenntnis von Interesse abhängig! Wie anders könnte man die aktuelle professorale Gutachtereier für wen auch immer verstehen. Man sieht allerorten Belege dafür, dass man für jede Meinung auch einen Professor findet, der sie begründet! Brechts Galilei: „Wenn Wissenschaftler, eingeschüchtert durch selbstsüchtige Machthaber, sich damit begnügen, Wissen um des Wissens willen aufzuhäufen, kann die Wissenschaft zum Krüppel gemacht werden, und eure neuen Maschinen mögen nur neue Drangsale bedeuten. Ihr mögt mit der Zeit alles entdecken, was es zu entdecken gibt, und euer Fortschritt wird doch nur ein Fortschreiten von der Menschheit weg sein.“ C. Wolfgang Müller steht für ein Wissenschaftsverständnis, das ad hominem geht, das bewusst Werte und Normen aus dem Interesse zieht, dem Menschen zu der ihm eigenen Menschlichkeit zu verhelfen, damit die sozialen Strukturen und Prozesse zu beeinflussen, die diesem Ziel im Wege steht: Erkenntnis zielt folglich auf zweierlei, auf die Potentiale im Einzelnen und auf die sozialen Möglichkeiten sowie Begrenzungen außerhalb des Einzelnen.

Für mich war es schon eine besondere Herausforderung zu sehen, wie sich die vormalige Bundesregierung wissenschaftlichen Beistandes bediente, um die Kernaussagen des 10. Jugendberichts, dass nämlich Kinderarmut in Deutschland keine Randerscheinung sei, sondern sozial sehr viel verbreiteter sei als bislang angenommen, ernsthaft in Frage zu stellen. Kinder sind kein Armutsrisiko, sie sind und bleiben als das zukünftige Potential gesellschaftlicher Entwicklung keinesfalls bloß für die Eltern selbst, sondern für die Gesellschaft insgesamt die zentrale Humanressource, von der Freude ausgeht, die Mühen kostet, die stete Herausforderungen verkörpern. Aber diese Kinder leiden genauso wie die Erwachsenen insgesamt unter dem Risiko der Armut, der sozialen Ausgrenzung, wie die nackten Daten der Sozialhilfestatistik, des sozioökonomischen Panels und andere Quellen belegen. Die sehr verdienstvollen AWO-ISS-Studien zur Kinder- und Jugendlichen-Armut warnen zu Recht vor einer zu engen Ableitung von materieller Armut und anderen Deprivationen etwa im Bereich des sozialen und des kulturellen Bereichs, aber sie verweisen insgesamt auf einen engen Zusammenhang, der sich mit andauerndem Verbleib in dieser materiell benachteiligten Lebenslage sehr wohl zentral auf die Chancen etwa in der Schule auswirkt. Diese AWO-ISS-Studien bestätigen die Sorgen von C. Wolfgang Müller nachhaltig, dass hier bereits im Kleinkindalter die Zugangsbarrieren für Kinder zum Teil unübersteigbar hoch sind und dass selbst dort, wo Eltern dieses zunächst noch einige Zeit ausgleichen können, spätestens im Primarstufenbereich die Klippen kommen: Verpassen der Regelein-schulung, Ausgliederung in Sonderschulen, Sitzenbleiben etc..

Doch dieses bleibt nicht auf das schulische Leben beschränkt. Die wirtschaftlichen, sozialen und soziokulturellen Umbrüche in unserer Gesellschaft schlagen sich einerseits in unterschiedlichen Formen von Individualisierung und Pluralisierung von Lebensstilen nieder, sie eröffnen z.T. mehr Chancen und Perspektiven gerade für Kinder und Jugendliche, der Einzelne ist aus traditionellen Zusammenhängen gelöst. Ihre Gestaltungs- und Wahlmöglichkeiten vergrößern sich. Gleichzeitig aber lassen diese Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft die Risiken unserer Gesellschaft sehr viel direkter auch auf Kinder und Jugendliche durchschlagen. Die Autoren der Shell-Studie von 1997 formulieren bündig: „Die Krisen im Erwerbsarbeitssektor, Arbeitslosigkeit, Globalisierung, Rationalisierung und Abbau oder Verlagerung von Beschäftigung sind inzwischen nicht mehr ‘bloß’ eine Randbedingung des Aufwachsens. Sie sind nicht mehr ‘bloß’ Belastungen des Erwachsenenlebens, von denen Jugendliche in einem Schonraum entlastet ihr Jugendleben führen können. Sie haben inzwischen vielmehr das Zentrum der Jugendphase erreicht, indem sie ihren Sinn in Frage stellen. Wenn die Arbeitsgesellschaft zum Problem wird, dann muss auch die Jugendphase als Phase der biographischen Vorbereitung auf diese Gesellschaft zum Problem werden.“ (Jugendwerk der Deutschen Shell 1997: 13)

Die Autoren dieser Studie, einer von ihnen wird gleich zu Ihnen sprechen – Richard Münchmeier-, ein weiterer ist anwesend – Arthur Fischer -, erkennen eine zunehmende Ausdifferenzierung der Lebensbedingungen zwischen Privilegien und Benachteiligungen, mit vielen Zwischentönen. Diese soziale Polarisierung schlägt sich nun auch in der Lebenslage von Kindern und Jugendlichen nieder. Angesichts der weltweiten Verflechtung von Märkten, Kommunikationsmöglichkeiten und Kulturen verändern sich die Bedingungen sozialen Verhaltens ebenso wie die der Ausprägung kultureller Identitäten. Neben Arbeitsmarkt und Freizeitgesellschaft tritt der Erlebnismarkt, der Differenz und Distinktion in der Gesellschaft maßgeblich bestimmt, sich zugleich in der sozialen Polarisierung von Armut und Reichtum bricht. Wilfried Ferchhoff beschreibt Lebenslage und Lebensstile von Jugendlichen in diesem Spannungsfeld als mobil, flexibel, pluralisiert, als ent- und destrukturiert. Jugendliche sind heute im Schnitt „reicher“ als früher, sie haben mehr Optionen, leben häufig selbstbestimmter als früher. Doch liegt hier - durchaus parallel zur gesamtgesellschaftlichen Lage mit ihren Abhängigkeiten von den internationalen Austauschbeziehungen - auch ein grö-

Beres Risiko des Scheiterns und der Ohnmacht vor allem bei denen, die in der Erlebnisgesellschaft nicht mithalten können. Jugend ist individualisiert, an der Gegenwart orientiert, ist selbst Leitbild und Experte auch für Ältere, sie verfügt über Kaufkraft und stellt ein Konsumpotential dar, sie hat ihre eigene Kultur in all ihren Mischungsverhältnissen. Reichtum ist weniger direktes Leitbild für Jugendliche, sondern Matrix einer Gesellschaft, in der sich Jugend einrichtet, teils an diesem partizipierend, teils sich abgrenzend, teils von ihm ausgegrenzt: Lebensstile stellen plurale Antworten auf eine Gesellschaft dar, in der angesichts wachsender Dynamik Jugendlichkeit ein wichtiges Leitbild darstellt, das dann auch positiv zu den Erfolgen dieser dynamischen Gesellschaft korreliert. Doch Jugend ist nicht mehr ein Synonym für Zukunft: Hier wird die Affinität von Jugend und Dynamik brüchig, was in den konkreten jugendkulturellen Milieus zum Ausdruck gebracht wird.

Zugangsgerechtigkeit: Dieses sind einige Schlaglichter auf die Lebenslage von Kindern und Jugendlichen. Sozialpädagogik ist nicht auf diese Alterstufen beschränkt, sie hat aber gleichwohl einen spezifischen Zugang zu diesen Altersgruppen. Dabei gilt insgesamt: Die Gesellschaften in den Ländern der Europäischen Union haben sich offensichtlich damit abgefunden, dass parallel zum stetig steigenden Wohlstand, ja Reichtum, die Zahl der Personen zunimmt, die ohne staatliche Hilfe ihr Auskommen nicht fristen können. Insgesamt hat sich die Verteilungsschieflage in den 80er Jahren in einem starken Maße zugespitzt: Von 1980 bis 1992 hatte sich beispielsweise in (West-) Deutschland die Zahl der Empfänger von Hilfen zum Lebensunterhalt in der Sozialhilfe mehr als verdoppelt, während sich die Anzahl der Haushalte mit einem monatlich verfügbaren Einkommen von 10.000 DM und mehr von 1983 - 1993 mehr als versechsfacht hat. 1998 verfügten 2,5 Mio. Haushalte im Monat über ein Einkommen von 10.000 DM und mehr, während nach der neuesten Sozialhilfestatistik im selben Jahr 2,9 Millionen Menschen Sozialhilfe bezogen (Jahresendzahlen). Die bundesdeutsche Gesellschaft ist reich, dieser Reichtum nimmt stetig zu, Reichtum ist sozial gesehen durchaus ein Massenphänomen. Nicht die 27.230 offiziellen Einkommensmillionäre, sondern ca. 2,5 Millionen Haushalte prägen das Bild vom Reichtum in Deutschland. Allerdings liegen ca. 60 % dieser Haushalte im Bereich zwischen 10.000 und 12.500 DM monatlichem Nettoeinkommen. Nimmt man die von Richard Hauser und Irene Becker angestellten Überlegungen, wonach zum Reichtum nicht nur ein Leben oberhalb der 200 – Prozentgrenze beim Einkommen, sondern auch beim Vermögen gehöre, so waren 1998 in Deutschland 1,1 Mio. Haushalte mit 1,8 Mio. Menschen diesem ohne Zweifel als reich einzustufenden Personenkreis zuzuordnen.

Global gilt: Das obere Drittel der privaten Haushalte hat mit einem Anteil von ca. 60 Prozent der gesamten verfügbaren Haushaltseinkommen in der Bundesrepublik Deutschland - West mehr als die beiden unteren Drittel zusammen, auf die nur ca. 40 Prozent entfallen. Eine große Differenz besteht noch einmal zwischen dem mittleren und dem unteren Drittel: Auf das untere Drittel aller Haushalte entfällt weniger als die Hälfte dessen, was ihm proportional eigentlich zustünde. Und diese Entwicklung geht weiter.

Die Analyse der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe von 1983 hatte ergeben, dass damals die 10 % reichsten Haushalte über fast die Hälfte der erfassten Vermögenswerte verfügten, während sich die untere Hälfte der Haushalte mit gerade mal 2,4 % zufrieden geben musste. Berechnungen zur EVS 1998 zeigen, dass die Konzentration nach wie vor hoch ist, wenngleich sich eine geringe Verschiebung in die Mitte nachweisen lässt: 1998 besaßen die obersten 10 Prozent der Einkommensbezieher immer noch 42,3 Prozent aller in der EVS ausgewiesenen Vermögenswerte, die unteren 50 Prozent dagegen mussten sich mit einem Anteil von nur 4,42 Prozent zufrieden geben. Dabei erfasst die EVS das Vermögen dermaßen unzureichend, dass sich diese Verschiebung auch aus statistischen Effekten heraus ergeben haben könnte.

Hier zeigt sich nun ein wissenschaftliches Problem beim Umgang mit Durchschnittszahlen. Eine Studie des Instituts der Deutschen Wirtschaft in Köln weist für 1995 ein Gesamtvermögen der privaten Haushalte in Höhe von ca. 20 Billionen DM aus. Andere Schätzungen liegen bei nur 14 Billionen DM. Insbesondere die Einbeziehung von Rentenanwartschaften beim IW ist nicht unproblematisch. Wie auch immer: Pro Haushalt seien dies weit über 500.000 DM: „Der enorme reale Zuwachs des Vermögens wie auch der deutliche Anstieg des realen verfügbaren Einkommens zeigen, dass sich der materielle Wohlstand in Deutschland im Trend beachtlich erhöht hat.“ Ich halte dieses für sehr problematisch: Man nehme den gesamten Alkoholkonsum in der Bundesrepublik Deutschland und teile diesen durch die Wohnbevölkerung, dann gibt es keinen Alkoholiker mehr in Deutschland, aber auch kein Baby würde das die ersten Lebensstage überleben. D.h.: Hier gibt die Durchschnittszahl nicht einmal eine Tendenz wider, sie macht schlicht keinen Sinn!

Zugangsgerechtigkeit: Jede Woche hoffen Millionen Menschen auf das große Glück im Lotto. Sie leisten können, was man will, genug haben, auch für das Alter, Privilegien eingeräumt zu bekommen, die andere nicht besitzen, Gutes tun zu können, damit man die Dankbarkeit anderer erfährt: Dies ist der diskrete Charme, den Reichtum ausmacht.

Reichtum ist ein Leitbild, das letztlich für soziale Differenzierung steht: Leistung und Wettbewerb werden verlangt, mit ihnen sind positive Gratifikationen verbunden, materielle und immaterielle. Leistung und Konkurrenz sind die vorherrschenden Verhaltensanforderungen, wo Reichtum als Gratifikation geboten wird. Reichtum kennzeichnet eine herausgehobene Position in der Gesellschaft, auch wenn sich diese Position angesichts millionenfacher Besetzung gleichzeitig ein Stück weit selbst wieder entwertet. Früher war Besitz und Reichtum ein Kriterium für die Zugehörigkeit zur Elite einer Gesellschaft. Legte man dieses heute kritisch zu Grunde, dann wäre die Mafia die Elite der Nation!

Reichtum ist aber auch ein Leidsbild. Die Abkoppelung bzw. das Abgekoppelt-Werden von den Möglichkeiten und Zwängen dieser Leistungs- und Konkurrenzethik stellen im Regelfall den Einstieg in Verarmungskarrieren dar bzw. verfestigen dieselben. Dabei geht es nicht um eine undifferenzierte Verteufelung von Leistung und Wettbewerb. Jedes für sich hat durchaus wichtige soziale Funktionen in einer Gesellschaft, die aus sich heraus den Wohlstand ihrer Bürger sichern und ggf. mehren will. Die Leistung des Einzelnen aber wird nicht daran gemessen, was jemand tatsächlich leisten kann, ob er das ihm Mögliche für sich selbst und die Gesellschaft leistet, sondern seine Leistung wird an der anderer gemessen: Der intellektuell Schwächere wird am geistig Fitten gemessen, der gesundheitlich Beeinträchtigte am Gesunden, der mit ungünstigeren Startchancen an dem, dem qua Begabung und/oder sozialem Milieu alle Steine aus dem Weg geräumt worden sind bzw. werden.

Insbesondere bei nicht wenigen jungen Menschen wächst der Frust, aus ihrer No-Winner-Situation heraus keine Chance zu haben, ihren Anteil am Reichtum dieser Gesellschaft zumindest auf legalem Wege erhalten zu können. Sie neiden anderen das, was diese bekommen, sie verteufeln sozial noch Schwächere, ja, sie werden tötlich, mit zum Teil tödlichem Ausgang! Hoyerswerda, Solingen und Mölln zeigen das rapide wachsende Gewaltpotential in unserer Gesellschaft. Dagegen soll, so fordern konservative Innenpolitiker, der Staat aufrüsten. Natürlich muss Gewalt, zumal der Anschlag auf Leib und Leben, abgewendet werden. Doch zielt die zunehmende öffentliche und private Aufrüstung insgesamt in die falsche Richtung: Nicht der soziale Diskurs über Verteilungsfragen wird in dieser Gesellschaft gesucht, sondern die Wagenburg der Reichen wird noch fester geschlossen. Untersuchungen zeigen die auch zu-

nehmend sozialräumlich schroffe Trennung von Armut und Reichtum in den Städten. Private Sicherungsdienste haben Hochkonjunktur!

Es gibt soziale Hierarchisierung und diese hat eine wichtige Funktion für unsere Gesellschaft. Eine derartige soziale Hierarchie allerdings wird nur dann sozial akzeptiert werden können, wenn sie auf einer Absicherung von Mindestrechten für alle beruht. Über die liberalen Grund- und Freiheitsrechte hinaus, deren Bedeutung gerade angesichts wachsender Gewalt in dieser Gesellschaft wichtiger denn je ist, bedarf es sozialer Grundrechte, zu denen die angemessene Gewährung von Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung, Arbeit, Versorgung im Alter und im Krankheits-/Pflegefall gehören.

Zugangsgerechtigkeit: Dieses setzt Aufklärung voraus. „Das Latein der Kanzel, das die ewige Wahrheit der Kirche gegen die Neugier der Unwissenden schützt, erweckt Vertrauen, wenn gesprochen von den priesterlichen Söhnen der unteren Klassen mit den Betonungen des ortsansässigen Dialekts.“ - so resümiert Brechts Galilei. Sprache und Methoden empirischer Sozialforschung wie der Sozialpädagogik können Aufklärung bringen, sie können Wege zur Veränderbarkeit der Wirklichkeit zeigen, sie können diese aber auch mit Ideologie verdecken. Letzteres war und ist mit C. Wolfgang Müller nicht zu machen, er steht in der Tradition der Aufklärung, die sich besonderen sozialen Lebenslagen zugewandt hat. Er hat Schritte vorgegeben, Wege aufgezeigt. Wir, seine Freunde, Wegbegleiter und Schüler schließen mit Andrea, dem Schüler Galileis: „Wir stehen wirklich erst am Beginn“, einem Beginn, von dem Karl Marx allerdings schon sagte, es werde sich endlich zeigen, „dass die Menschheit keine *neue* Arbeit beginnt, sondern mit Bewusstsein ihre alte Arbeit zustande bringt.“ – Zugänge zu den Ressourcen materieller und immaterieller Art für alle zu erreichen und den Menschen aus der seiner unwürdigen Objektrolle zu befreien, durch Verteilungspolitik und durch Sozialpädagogik: Für diese Synthese steht das Lebenswerk von C. Wolfgang Müller.

Sabine Hering

Über die Regeln professionellen Handelns

Lieber Wolfgang – ich finde, dass Du es mir besonders schwer gemacht hast, weil in der zweiten These ein ganzes Bündel von Fragestellungen, Erkenntnissen, Forderungen und Klagen enthalten ist, das Du in der harmlos klingende „Richtschnur“ „Studieren heißt professionell Handeln“ versteckt hast.

Ich erlaube mir deshalb, die drei Hauptteile Deiner These zunächst getrennt anzugehen: Du beginnst mit der Begründung der Integration von Theorie und Praxis und der nicht ohne Stolz vorgetragenen Reminiszenz an über 200 Theorie-Praxis-Seminare (TPS). Du weißt, dass Du damit mein Herz berührt hast, denn mein eigener Weg, der mich u.a. heute hierher geführt hat, begann in einem solchen TPS im Hamburger Stadtteil Osdorfer Born vor – 35 Jahren.

Ich habe diese Art des Studiums damals für das non-plus-ultra gehalten und als festen Bestandteil meiner Lehre mit nach Tübingen, Kassel und Siegen genommen – obwohl ich inzwischen (wie ich meine) notwendige Veränderungen vorgenommen habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Studierenden, so sie sich bereits zu Beginn ihres Studiums in der Praxis tummeln, ganz schnell die Praktikerperspektive internalisieren und sich den theoretischen Lockungen des weiteren Studiums vorschnell borniert verschließen. Dem vorzubauen, bedeutet keine Abkehr vom TPS-Prinzip, es heißt nur: das „T“ wirklich ernst zu nehmen und die Studierenden zunächst als methodisch fundiert Erkundende ins Praxisfeld zu schicken, bevor sie dann im zweiten Schritt zu Handelnden werden.

Der zweite Teil Deiner These hat die historischen Wurzeln des „handwerklichen Kerns“ der Profession zum Thema. Hierzu fällt mir nun beim besten Willen kein Wenn und Aber ein. Der Rückbezug auf die Geschichte ist auch aus meiner Sicht ein unerlässlicher Zugang zur eigenen Identität, sondern auch der einzige Weg dazu, Strukturen historisch abzuleiten, die systematisch theoretisch nicht zu begründen sind. Ich kann meine Zustimmung dazu also gleich mit Deiner Klage verknüpfen, dass die Nachgeborenen nicht nur die Methodentrias der Sozialen Arbeit für museumsreif halten, sondern auch verkennen, dass die klassischen Formen sozialen Handelns im Grunde Lehr-Lern-Prozesse, ja Bildungsprozesse sind.

Ich habe diese Grundannahme von Dir lange Zeit mit leidenschaftslosem Nicken quittiert, aber nicht verstanden, warum sie Dir so wichtig ist. Man muss, glaube ich, erst die Erfahrung gemacht haben, was es bedeutet, wenn die Lernprozesse von Menschen im Namen der allgemeinen Wohlfahrt beschnitten oder blockiert werden bzw. wenn ihnen die Lernfähigkeit abgesprochen wird, um die Bedeutung und Reichweite dieser Überlegung zu erfassen. Ich habe kürzlich zum ersten Mal in meinem Leben vollständige Fürsorgeakten aus den 1950er Jahren in den Händen gehalten, deren verheerende Bewertung bzw. Abwertung menschlicher Lern- und Entwicklungsprozesse mich wie ein Schlag getroffen hat. Seither verstehe ich Dich und kann auch nachvollziehen, dass Dich diesbezügliche Ignoranz oder Indifferenz ärgert und sogar kränkt.

Lass mich aber zum Thema „professionelles Handeln in der Hochschule und der Praxis“ noch ein paar weitergehende Bemerkungen machen, die nur mittelbar an Deine Überlegungen anknüpfen, aber unmittelbar zu Dir zurückführen:

Wir alle, oder vermutlich fast alle, die wir uns hier im Raum befinden, sind seit Jahren damit beschäftigt, die Wissenschaft und die Praxis der sozialen Arbeit zu verbessern. Wir diskutieren Theorien, entwickeln Konzepte, erproben Methoden, wir qualifizieren die Lehre und evaluieren den Erfolg dessen. Wir betreiben Fortbildung, beraten, supervidieren, coachen. Wir dokumentieren und archivieren, wir bilanzieren und revidieren - wir mühen uns von früh bis spät, um letzten Endes ein bestimmtes Produkt zu

erzeugen: nämlich gute und sinnvolle Konzepte Sozialer Arbeit bzw. deren wirksame Ausübung.

Das wäre alles in Ordnung, wenn da nicht ein kleiner Vorbehalt wäre. Ein Einspruch, der ggf. geeignet ist, allen unseren Bemühungen – wenn auch nicht gänzlich den Boden zu entziehen – so doch die Erfolgchancen dessen erheblich einzuschränken. Der Einspruch stammt von niemand anderem als von Alice Salomon – von einer Frau also, die wir verehren und deren Wort wir achten - und er lautet schlicht und einfach: Sozialarbeit ist ein Eignungsberuf. Ein Eignungsberuf.

Was nun? Wenn wir dem Salomonischen Urteil Glauben schenken – und ich persönlich halte ihre Einschätzung für vollkommend zutreffend – stellt sich die Frage, ob das alles wirklich Sinn hat, was wir da tun. Wenn wir uns ins Gedächtnis rufen, wie viele Studierende wir ausgebildet haben und wie viele Kolleginnen und Kollegen wir fortgebildet haben, denen wir nicht, ganz bestimmt nicht gegenüber stehen möchten, wenn es uns einmal ernsthaft schlecht geht und wenn wir dringlich Hilfe brauchen. Wenn wir uns ferner ins Gedächtnis rufen, wie gut manche Menschen, die niemals einen Hörsaal betreten haben, geduldig zuhören, einfühlsam nachfragen, angemessene Unterstützung anbieten und wirksamen Trost spenden können, ohne dies jemals gelernt zu haben, stellt sich in der Tat die Frage, ob das Lösungswort für eine gute und sinnvolle soziale Arbeit wirklich „Qualifizierung“ heißt.

Ich stünde nicht hier und würde anlässlich dieses Jubiläums von C Wolfgang Müller zu Ihnen über dieses Thema sprechen, wenn das Lösungswort nicht – wie so vieles andere - bei Müller zu finden wäre. Das gesuchte Lösungswort heißt „Kunstfertigkeit“. In dem Begriff der Kunstfertigkeit finden wir die Voraussetzungen, welche die vermeintlichen Widersprüche zwischen der Eignung und der Qualifizierung aufzuheben vermögen. Denn obwohl es sonnenklar ist, dass es keinen Sinn hat, eine ungeeignete Person qualifizieren zu wollen – und eine besonders geeignete Person aufgrund ihrer Kompetenzen schon viel von dem beherrscht, was die Qualifizierung ihr bringen könnte – geht das eine nicht ohne das andere. Es ist eben wie in der Kunst: ohne Begabung nützt das beste Studium und der genialste Lehrmeister nicht – aber nur mit Genie und ganz ohne Technik wird es auch nicht gehen.

Das Wort „Kunstfertigkeit“ verweist uns also darauf, wie wichtig die eigene Begabung – oder um mit Salomon zu sprechen: die Eignung ist. Es erinnert uns aber auf der anderen Seite an den alten Spruch: Kunst ist 1 % Genie und 99 % Fleiß. Mir fällt in diesem Zusammenhang aber auch immer der Witz von dem New York Besucher ein, der einen Passanten fragt: „Wie komme ich in die Carnegie-Hall?“ Und darauf die Antwort erhält: „Üben!“

Der Vergleich mit der Kunst hilft uns aber auch bei der Frage nach dem Wie der Ausübung der professionellen Tätigkeiten weiter. In der Kunst gibt es viele Stilrichtungen, viele Techniken – und: das Dogma der Unverwechselbarkeit, der persönlichen Note, die allesamt ganz eng mit den individuellen Eigenschaften und Ausprägungen der ausübenden Person zusammen hängen.

Auch wenn wir die großen Meisterinnen und Meister verehren, wenn wir Antonowski, Rogers, Kamphuis, Konopka - und wie sie alle heißen - bewundern und gerne auch das können würden, was sie können, bringt es nichts, deren Stil abzukupfern. Auch wenn der Meister in Öl malt und in Marmor meißelt, liegt seinem Schüler vielleicht eher die Tempera und die Arbeit mit Bronze. Und deshalb gilt entsprechend für die Soziale Arbeit: Auch wenn unsere Ausbilderinnen, Supervisorinnen, Lehrtherapeutinnen - oder wer auch immer - bestimmte Regeln befolgen und propagieren, muss die Umsetzung dieser Regeln in unserer eigenen Praxis unseren individuellen Fähigkeiten und Eigenschaften entsprechend modifiziert werden, sie müssen nicht übernommen, sondern angeeignet werden.

Das heißt: die „Kunst“ besteht darin, aus dem, was mir liegt und was ich kann, mit dem, was ich erlerne, eine Synthese zu erschaffen, die mir entspricht - und aufgrund der Einheit von Eignung und Qualifizierung nicht nur meine persönliche Note pro-

fessionellen Handelns darstellt, sondern auch – so meine These – durch die Authentizität, die dadurch hergestellt wird, optimale Wirksamkeit hat.

Unsere Weisheit als Lehrende, Beratende und Qualifizierende besteht deshalb darin, dies zu erkennen und die Menschen, die bei uns Wissen und Rat suchen, nicht prägen zu wollen, sondern dazu anzuregen, ihren persönlichen Stil zu finden und ihren Weg zu gehen.

Wenn irgendetwas C Wolfgang Müller in besonderer Weise auszeichnet und ihn zu einem Lehrer der Sonderklasse macht, dann ist es diese Weisheit, die darin bestanden hat und heute noch besteht, die vielen Lernenden, die sich ihm anvertraut haben, nicht zu „kleinen Müllers“ zu machen, sondern ihnen – eigentlich von Anfang an – das Gefühl zu geben, etwas Besonderes zu sein - und dadurch jedem einzelnen die Möglichkeit zu eröffnen, auch etwas Besonderes zu werden.

Richard Münchmeier

Lieber C.W.,

„Lehren und Lernen ist in der Sozialen Arbeit ... ein ganzheitliches Unternehmen. Zu ihm gehört neben der kognitiven Anstrengung eine Menge Sinnlichkeit.“

Da liest Du uns ja ganz schön die Leviten. Du sprichst von „blässlicher Intellektualität“. Von einem „Rumpelstilzchen-Syndrom“, festzumachen an schlampiger Kleidung, an schlurfendem Gang ebenso wie an schlurfiger Rede. Vor allem aber an „Unverständlichkeit“.

Du nimmst zurecht für Dich in Anspruch, verständlich, konkret, sinnlich anschaulich zu formulieren. Das ist ohne Zweifel ein ganz großes C.-W.-Müller'sches Markenzeichen. Aber Du lässt keinen Zweifel an Deiner Erfahrung, dass es normalerweise in unserer Zunft nicht so sei. Dass es zumindest oft nicht so ist. Deshalb machst und empfiehlst Du Schreibwerkstätten.

Ich muss zugeben, unwillkürlich habe ich mich selber gefragt, wie das eigentlich bei mir ist. Ob ich vor Deinem kritischen Blick und Deinem Sprachgefühl bestehen könnte. Was die Kleidung angeht, hoffe ich auf ein mildes Urteil. Und auch mein Bartschnitt hat sich seit etlichen Jahren doch recht zivilisiert. Aber wie ist es mit der Rede und Schreibe? Spreche ich da – wie Du forderst - alle Sinne an, gebe ich Gelegenheit, mit allen Sinnen ganzheitlich wahrzunehmen.

1. Sprache und der Gegenstandsbezug von Sozialpädagogik

Man kann Deine Ermahnung auch so hören, dass Du vor einer Entwicklung zum verkopften Dialog warnen willst, die der Situation und dem Auftrag sozialpädagogischer Wissenschaft nicht gerecht wird. Also nicht gegenstandsadäquat ist. Ich jedenfalls habe Deine Sätze so verstanden: Du willst uns eindringlich daran erinnern, dass Sozialpädagogik kein deduktives Gedankengebäude sein darf. Dass sie vielmehr ihren Auftrag darin hat, Erfahrungen, Situationen, Biografien, Schicksale zu bedenken, zu verstehen, im besten Sinne des Wortes zu „begreifen“. Dass sie also nicht im Reich abstrakter Gedanken, sondern nur im Gegenüber zum konkreten gelebten Leben zu entfalten und zu betreiben ist.

Solche Erinnerung ist gut, vielleicht tatsächlich notwendig. Früher hat man gesagt: Sozialpädagogik sei eine „Erfahrungswissenschaft“. Das hatte einen doppelten Sinn. Zum einen: Sie kommt her von Erfahrungen sozialer Wirklichkeit; diese sind ihr Gegenstand, ihr Objektbereich. Zum anderen: Sie soll helfen, in solchen Erfahrungen, in sozialer Wirklichkeit zu handeln. Also nicht nur zu erklären, zu denken, zu argumentieren, sondern zu agieren. Und eben dies setzt „Begreifen“ in einem umfassenden Sinn voraus.

Wenn das zutrifft, liegt auf der Hand, dass die von Dir eingeforderte Sinnlichkeit und Konkretheit der Erfahrung wie der Rede nicht einfach dadurch einzulösen ist, dass man auf alle Fremdwörter, auf Latinismen und Gräzismen – oder wie heute eher der Fall: auf die berühmten Anglizismen – verzichtet. Du plädiertest gerade nicht für die „ungemäße Verteufelung kognitiven Denken“, für emotionalisierendes und moralisierendes Schmoren im eigenen Topf. Die Erfahrungsseligkeit der „Betroffenheitsdiskurse“ verzehren sich in vager Emotionalität, in unüberprüfter Unmittelbarkeit. Offensichtlich ist die Aufgabe, die Du uns stellst, schwieriger, anspruchsvoller. Die Schreibwerkstatt, die wir brauchen, wäre wohl eine, in der man lernt, Sprache als

Kommunikationsmittel, als Praxis der Verständigung einzuüben. Verständigung zwischen unserem Gegenstand, den sozialen Situationen und Anlässen auf der einen Seite und den Einsichten und Wissensformen andererseits, die in den Theorien und Regeln unserer Zukunft, unseren fachlichen Traditionen aufbewahrt und systematisiert sind. Und schließlich mit den im sozialen Feld handelnden Menschen, seien es die Praktiker, die Kolleginnen und Kollegen, die Berufskräfte, seien es die Klienten, die immer schon dabei sind, ihre Probleme zu lösen und ihre Chancen zu nutzen.

2. Erfolgreich als Profession – problematisch als Disziplin

Vielleicht lohnt es sich, sich zu fragen, warum auch so ein praktisches Fach wie die Sozialpädagogik dennoch und entgegen seiner Tradition für gedankenblases Sprech- und Schreibgehabee anfällig ist.

Als erste Erklärung könnte man auf die seit geraumer Zeit beschriebene widersprüchliche Lage der Sozialpädagogik bzw. der Sozialen Arbeit als Beruf und als Wissenschaft, als Profession und Disziplin verweisen. Könnte unsere Anfälligkeit von einem gewissen Gefühl von Rechtfertigungszwang, Legitimationskampf, von Erfahrungen der Geringschätzung und mangelnden Anerkennung herrühren? Also unsere Statusunsicherheit im Kreis der Wissenschaften widerspiegeln?

Gewöhnlich wird die Situation der Sozialen Arbeit mit der Formel charakterisiert: Erfolgreich als Profession – problematisch als Disziplin. Vor allem Thomas Rauschenbach hat uns Zahlen vorgelegt, die die Erfolgsgeschichte der sozialen Berufe imposant vor Augen führen. Und nicht nur er musste zugleich bilanzieren, dass auf der anderen Seite die Bemühungen der Zunft um Klärung ihres disziplinären Status von weitaus weniger Erfolg gekrönt sind, eher stecken geblieben sind. Das könnte es der Wissenschaft von der Sozialen Arbeit schwer machen, sich auf ihr notwendiges Gegenüber, nämlich auf die Praxis der Sozialen Arbeit zu konzentrieren. Das könnte sie dazu verleiten, sich statt dessen auf die ihr benachbarten Disziplinen zu beziehen und in einer Art defensiven Selbstdarstellung ihren Wissenschaftscharakter zu demonstrieren. Also deren Begriffe und Denkgebäude aufzugreifen oder sich gegen sie abzugrenzen. Man könnte auch sagen: zu „theoretisieren“.

Die meisten „Begriffe“ der sozialpädagogischen und sozialarbeiterischen Verkehrssprache sind sehr konkret. Sind Begriffe eher aus dem Alltag als aus Theoriediskursen: Helfen – Hilfe – Fürsorge – Wohlfahrt – Beziehungsarbeit - im Leben zurecht kommen - gelingender Alltag - soziale Geborgenheit - Gemeinschaft – Begleitung - Schutz.

Solchen Begriffen ermangelt Präzision, Operationalisierbarkeit, Theorieanschlussfähigkeit – so wird gesagt. Sie spiegeln für nicht wenige in der Zunft den defizitären disziplinären Status der Sozialpädagogik wieder. Kennzeichnen sie eher als eine normative Praxislehre denn als eine ausgewiesene Disziplin. Also ein Fach, das sich mit „Sozialklimbim“, aber nicht mit theoriefähigen Konzepten beschäftigt.

In Alice Salomons berühmtem Buch über Soziale Diagnose heißt es über Herrn M.: er weise „eine gewisse Schwierigkeit auf, überhaupt im Leben zurecht zu kommen“. Für wissenschaftliche Ohren klingt das eher vage und ungenau. Alltagssprachlich und nicht wissenschaftlich. Heute würde man es z.B. in der Diktion von Albert Bandura vielleicht so formulieren: Herr M. zeigt ein stark defizitäres Potential an Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und flexiblen Handlungsroutinen. Er ist nicht in der Lage sinnvolle Handlungsalternativen aus einem differenzierten Set von Optionen zu selektieren.

3. Die Entkörperlichung der Sozialen Arbeit

In der Disziplingeschichte der Sozialen Arbeit vollzieht sich am Anfang des 20. Jahrhunderts ein Paradigmenwechsel, von der Ökonomie zur Pädagogik. Dieser Wechsel ist als Pädagogisierungs- und Psychologisierungprozess beschrieben worden. Er wurde zur Voraussetzung der Arbeitsteilung zwischen Sozialer Politik und Sozialer Pädagogik. Konzentrierte sich erstere vor allem auf äußere Notsituationen, sollte letztere ihre Aufmerksamkeit auf die Person des Armen konzentrieren und nicht mehr primär auf die gesellschaftlichen Probleme von Armut, Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit und Gewalt. Die Heilsbotschaft Sozialer Pädagogik lag in der Hoffnung, mit der „Behandlung“ der *Armen* zugleich auch das Problem der *Armut* zum Verschwinden bringen zu können.

Zwei Transformationen sind hierbei vorgenommen worden:

- Die Probleme, auf die die Sozialarbeit bezogen ist, werden nun als *pädagogische* definiert: nämlich als Störungen der Entwicklung, des Lernens, der Motivation oder Moral usw. Hierdurch ergab sich für den Sozialstaat historisch die Möglichkeit, soziales Elend nicht einfach abzuleugnen, als Übergangserscheinung zu entkräften und zu beschwichtigen, vielmehr es anzuerkennen und zugleich an eine Interventionslogik zu binden, die - weil sie auf der Einwirkungen auf die Person, auf der „Hilfe von Mensch zu Mensch“ beruht - gleichzeitig staatliches Engagement begrenzt macht.

- Zur Lösung der sozialen Notlagen sei in erster Linie ein alternatives Handeln der Betroffenen notwendig. Diese „*Interventionshypothese*“ macht erst das „Ziel“ sozialarbeiterischer Interventionen verständlich. Ohne diese Transformation der notwendigen Lösungen in „Lernschritte“ oder „Reifungsprozesse“ aufseiten der Hilfsbedürftigen wäre pädagogisches Handeln angesichts sozialer Notlagen unverständlich und rational gar nicht durchführbar. Psychologie, Psychoanalyse und Erziehungswissenschaft werden für diese sozialpädagogische Ausrichtung zu wichtigen Bezugswissenschaften, hilfreich zur Verwissenschaftlichung von Diagnose und Intervention.

Die damalige Arbeiterbewegung übrigens hat diesen Paradigmenwechsel kritisiert, bekämpft und verspottet. Soziale Arbeit bedeute „Gute Worte statt Brot“, so wurde höhnisch kommentiert. Gute Worte statt Brot, das verweist auf eine historische Entwicklung, in der Soziale Arbeit zwar ihr Berufsfeld abstecken und sich an anerkannten Leitdisziplinen orientieren konnte; in der sie aber zugleich in eine größere Distanz zu den materiellen, äußerlich drückenden, die Arbeit, das Obdach, den Körper und seine Gesundheit, die Ernährung – eben das Brot betreffenden Problemen ihrer Klienten geraten ist. Erklärt vielleicht auch diese „Entkörperlichung“ die eher dünne Suppe, der Gedanken Blässe so manchen Fachdiskurses?

Was ließe sich daran ändern? Weder die Hinwendung zu sozialwissenschaftlicher Empirie und Theorie, zu ihren Konstrukten und Begriffen, noch die Anleitung und Begründung praktischen Handelns mithilfe von Sozialisationswissenschaften, Psychologie und Pädagogik können und sollen rückgängig gemacht werden. Das wäre keine Lösung. Denn das würde die institutionelle Logik unseres Faches antasten. Virginia Woodrooffe hat das so bilanziert: der große Vorteil der pädagogischen „Vergeistigung“ Sozialer Arbeit liegt in der Möglichkeit zu einer ungleich präziseren Umschreibung ihres Objekt- und Handlungsbereiches „as dealing with casework instead of the welfare of mankind“.

Also brauchen wir wohl doch Schreibwerkstätten!

Gästeliste**75 Jahre Prof. Dr. C. Wolfgang Müller**

Albrecht, Hans-Joachim
Appenheimer, Peter F.
Aster, Reiner
Bachor, Ursula
Benner, Dietrich
Berge, Götz
Berndt, Elvira
Bernecker-Wolff, Angela
Bitter, Alice
Bitter, Reinhard
Bohn, Irina
Brauns, Hans-Jochen
Brüggemann, Anette
Brühl, Hasso
Burckner, Clara
Claus, Jörg
Conradt, Gerd
Daiber, Birgit
Damm, Uwe
de Fries, Arthur
Denzin-v. Broich-Oppert, Uta
Dittner, Jürgen
Drechsler, Michael
Ebel, Peter
Ebel, Ralf
Fabich-Ketels
Finke, Peter
Fischer, Arthur
Friedrich-Maidorn, Peter
Fuchs, Renate
Gairing, Fritz
Geißler-Piltz, Brigitte
Gerstenberger, Peter
Geulen, Dieter
Gieschler, Sabine

Gries, Jürgen
Grübling, Richard
Haberkorn, Michael
Hänsgen, Thomas
Hanusch, Gisa
Hardtmann, Gertrud
Hartwig, Klaus
Heckenauer, Manfred
Heckmann, Wolfgang
Heipp, Günther
Heitmann, Günther
Henning, Brigitte
Hentrich, Steffen
Hering, Sabine
Herpich-Behrens, Ulrike
Herrmann, Burkhard
Herzbruch-Ruess, Utha
Hofmann, Claudio
Holzkamp, Christine
Hoppe, Birgit
Horn-Wagner, Detlef
Huster, Ernst-Ulrich
Jacobi, Addi
Kamper, Gertrud
Karsten, Marie Eleonore
Kern, Horst-Achim
Klausch, Peter
Kleiber, Dieter
Koller, Elfriede
Koschwitz, Heidi
Kramer, David
Krautzig, Uwe
Kreft, Dieter
Kulke, Christine
Labonté-Roset, Christine
Lang, Reinhard
Lessing, Alrun

Lietzmann, Angelika
Lindemann, Hans-Jürgen
Menkel, Günter
Meyer-Rogge, Klaus
Moch, Friedrich
Müller, Burkhard
Müller, Gisela
Müller, Tanja
Müller, Werner
Müller-Wichmann, Christiane
Münchmeier, Richard
Münder, Johannes
Musfeld, Tamara
Nisblé, Hans
Overwien, Bernd
Penkert, Wolfgang
Pfeffer, Sabine
Poggel, Günther
Pollmann, Hans-Wilhelm
Preuss-Lausitz, Ulf
Prinz, Detlef
Prölß, Reiner
Quitow, Wilhelm
Reichwein, Regine
Reidemeister, Helga
Reinicke, Peter
Renner, Horst
Rheinsberg, Rainer
Richter, André
Ripp, Winfried
Rix, Angelika
Rohrbach-Kayser, Martina
Ruhnke, Dieter
Sanchez, Gerardo
Schaeffer-Hegel, Barbara
Scherker, Nina

Schilde, Kurt
Schlieter, Jürgen
Schmidt, Andrea
Schmitz, Irmtraud
Schnur, Karl-Friedrich
Schöler, Jutta
Schönherr, Ute
Schramm, Hilde
Schröter, Ursula
Schweppe, Cornelia
Seidenstücker, Bernd
Seiring, Wilfried
Simmatis, Hans-Peter
Soukup, Uwe
Spieler, Klaus
Stähr, Axel
Staub-Bernasconi, Silvia
Stelzer, Robert
Strate, Ulrike
Suhr, Heinrich
Sydow, Wulfhild
Tennstedt, Barbara
Thomas, Helga
Thürmer, Ludwig
Tuchel, Wolf-Dieter
van Geisten, Cornelius
Venterink, Maria
Voht, Reinhold
Vollert, Michael
Von der Haar, Elke
Von Engelhardt, Moritz
von Gerstdorff-Bultmann, Alexandra
von Kodolitsch, Paul
von Marschall, Andrea
Wagner, Stephan F.

Weber, Norbert
Weigel, Hans-Georg
Wendland-Soukup, Renate
Werner, Joachim
Williams, Jutta
Wolff, Reinhardt
Zaborowski, Stefan
Zalfen, Sarah
Zimmer, Jürgen